

JAMES ROLLINS
Der Judas-Code

BUCH

Im Indischen Ozean kommt es zu einem spektakulären Zwischenfall. Eine bis dahin unbekannte Seuche lässt die Fische buchstäblich im Wasser verbrennen. Beinahe zeitgleich bittet die schwer verletzte Gilde-Söldnerin Seichan die Sigma-Force um Hilfe. Offenbar entwickelt die Gilde – eine Organisation, die Hochtechnologie raubt und meistbietend verkauft – einen neuen biologischen Kampfstoff. Dazu verwendet sie einen Virus, der bereits Marco Polos Mannschaft beinahe vollständig weggerafft hat – und ihr Testgebiet ist der Indische Ozean! Gray Pierce von der Sigma-Force nimmt mit Seichan die Spur auf. Auch als die Gilde seine Eltern als Geiseln nimmt, lässt er sich nicht aufhalten. Die Jagd führt von den USA über Venedig und den Indischen Ozean bis nach Kambodscha. Bis es in den Palastruinen von Angkor Thom zum spektakulären Showdown kommt.

AUTOR

Der New York Times Bestsellerautor James Rollins hat einen Doktorgrad in Tiermedizin. Als begeisterter Höhlenforscher und ebenso eifriger Taucher ist er häufig unter Wasser oder unter der Erde anzutreffen. Er wohnt in den Bergen der Sierra Nevada in Kalifornien, USA.

AUSSERDEM VON JAMES ROLLINS LIEFERBAR:

Sigma-Force: »Sandsturm« (36266) · »Feuermönche« (36738) ·
»Der Genesis-Plan« (36795) · »Der Judas-Code« (37216)

Indiana Jones und das Königreich des Kristallschädels (37092)

James Rollins

Der Judas-Code

Roman

Aus dem Englischen
von Norbert Stöbe

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Judas Strain« bei William Morrow, New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2010 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2008 by Jim Czajkowski

Published in agreement with the author, c/o Baror International, Inc.
Armonk, New York, U.S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by
Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: © Artwork Johannes Wiebel / Hilden Design

Redaktion: text in form

HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37216-4

www.blanvalet.de

Für Carolyn McCray,
die meine ersten Versuche gelesen hat,
ohne mich auszulachen

Vorbemerkung zum historischen Hintergrund

Das folgende historische Rätsel ist noch immer ungelöst. Im Jahr 1271 brach der siebzehnjährige Venezianer Marco Polo mit seinem Vater und seinem Onkel zu einer Reise auf, die ihn bis nach China und an den Palast des Kublai Khan führen sollte. Die Reise währte vierundzwanzig Jahre, und ausführliche Berichte legen davon Zeugnis ab: wundervolle Geschichten von unermesslichen Wüsten und Flüssen voller Jade, von wimmelnden Städten und gewaltigen Segelfloten, von brennenden schwarzen Steinen und Papiergeld, von unglaublichen Tieren und bizarren Pflanzen, von Kannibalen und Schamanen.

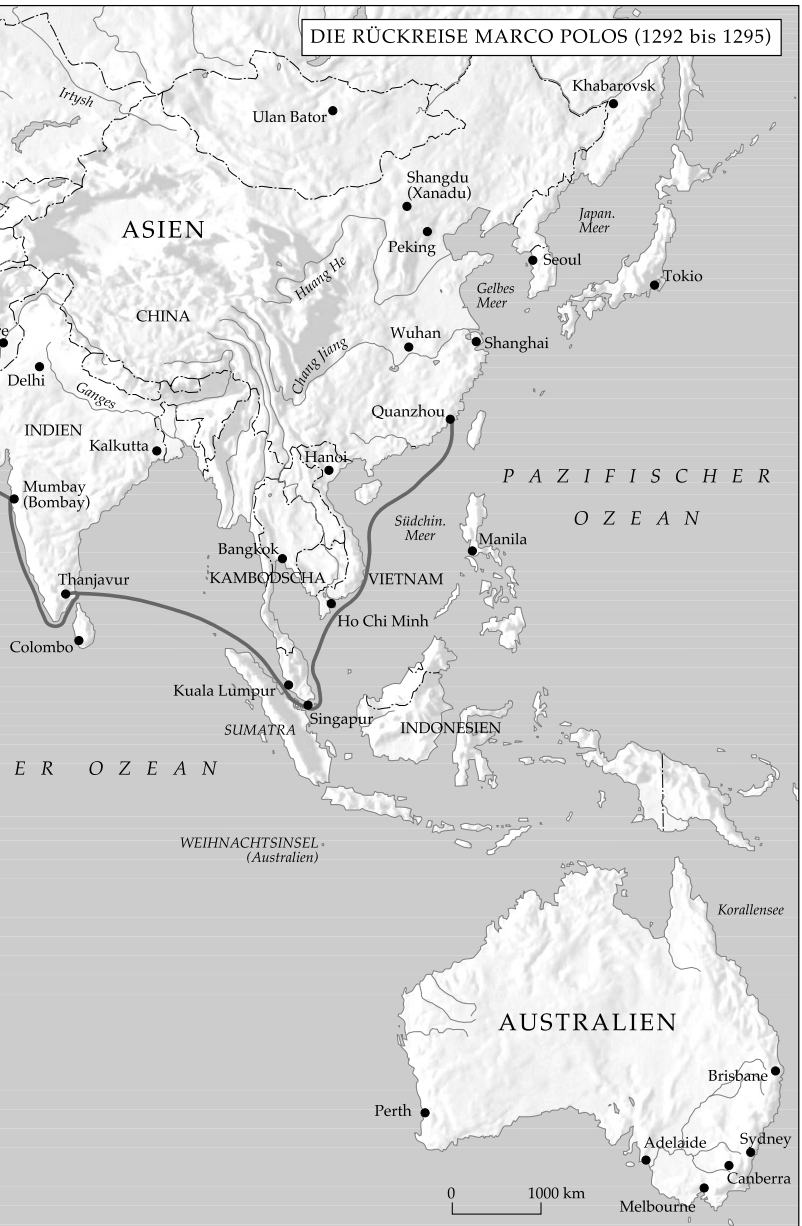
Nachdem er siebzehn Jahre im Dienste Kublai Khans gestanden hatte, kehrte Marco Polo 1295 nach Venedig zurück, wo seine Erlebnisse von dem französischen Romantiker Rustichello zu Papier gebracht wurden. Der Titel seines Buches lautete *Le Divisament du Monde* (*Die Beschreibung der Welt*). Es fand Leser in ganz Europa. Selbst Christoph Kolumbus hatte es dabei, als er zur Neuen Welt aufbrach.

Ein Reiseerlebnis behielt Marco jedoch für sich und beschränkte sich in dem Buch auf einige wenige vage Andeutungen. Bei seinem Aufbruch von China hatte Kublai Khan dem Venezianer vierzehn große Dschunken geschenkt und ihm sechshundert Männer mitgegeben. Nach zwei Jahren auf See erreichten jedoch nur zwei Schiffe und achtzehn Männer die Heimat.

Das Schicksal der übrigen Schiffe und Männer liegt bis zum heutigen Tag im Dunkeln. Liefen sie auf Grund, oder fielen sie Stürmen oder Piraten zum Opfer? Marco Polo schwieg dazu. Als man ihn auf dem Sterbebett aufforderte, entweder nähere Angaben zu seinen Erlebnissen zu machen oder sie zu widerrufen, erwiderte Marco geheimnisvoll: »Ich habe nicht einmal die Hälfte dessen erzählt, was ich erlebt habe.«



DIE RÜCKREISE MARCO POLOS (1292 bis 1295)

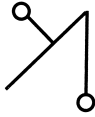
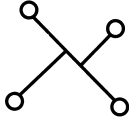
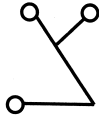


Die Pestilenz brach zuerst in der am Schwarzen Meer gelegenen Stadt Kaffa aus. Dort belagerten die mächtigen mongolischen Tataren die Händler und Kaufleute aus Genua. Die Mongolen bekamen schmerzende Pestbeulen und hatten blutigen Auswurf. Von der Krankheit gezeichnet, schleuderten sie die Toten mit Belagerungskatapulten über die Verteidigungsmauern der Genueser und brachten Tod und Verderben über sie. Im Jahre 1347 nach der Menschwerdung des Herrn setzten die Genueser Segel und flohen mit zwölf Schiffen nach Italien, wo sie im Hafen von Messina anlegten und den Schwarzen Tod an unsere Küste brachten.

Herzog M. Giovanni (1356), übers. von Reinhold Sebastien,
Il Apocalypse (Mailand: A. Mondadori, 1924), 34–35

Weshalb im Mittelalter in der Wüste Gobi plötzlich die Beulenpest ausbrach und ein Drittel der gesamten Weltbevölkerung tötete, liegt nach wie vor im Dunkeln. Tatsächlich weiß niemand, weshalb so viele Seuchen und Grippewellen des vorigen Jahrhunderts – darunter auch die Vogelpest SARS – von Asien ihren Ausgang nahmen. Eines aber ist ziemlich sicher: Die nächste größere Pandemie wird wiederum aus Asien kommen.

United States Centers for Disease Control and Prevention,
Compendium of Infectious Diseases, Mai 2006



Mitternacht
Insel Sumatra
Südostasien

Die Schreie waren endlich verstummt.

Zwölf Feuer brannten draußen auf dem Wasser.

»*Il dio, li perdona...*«, flüsterte sein Vater, doch Marco wusste, dass Gott ihnen diese Sünde nicht verzeihen würde.

Eine Handvoll Männer wartete neben den beiden am Strand liegenden Langbooten. Sie waren die einzigen Augenzeugen der Scheiterhaufen, welche die dunkle Lagune erhellten. Bei Mondaufgang hatten sie alle zwölf Schiffe, große Holzschunken, mit samt den Toten und den wenigen zum Tode verurteilten Lebenden in Brand gesteckt. Wie mahnende Zeigefinger ragten die brennenden Schiffsmasten in den Himmel. Es stank nach verbranntem Fleisch.

»Zwölf Schiffe«, murmelte Maseo, Marcos Onkel, die Faust um ein silbernes Kruzifix gekrampft. »Die gleiche Zahl wie die der Apostel.«

Endlich war das Schmerzgeschrei verstummt. Nur noch das Prasseln und Tosen der Flammen drang an den Strand. Marco hätte sich am liebsten abgewendet, hielt aber stand. Andere waren weniger tapfer als er und knieten mit leichenblassen Gesichtern und dem Rücken zum Wasser im Sand.

Alle waren splitternackt. Sie hatten sich gegenseitig nach Anzeichen der Krankheit abgesehen. Selbst die Prinzessin vom Hofe des Khans, die aus Gründen der Schicklichkeit hinter einem Sichtschutz aus Segeltuch stand, war bis auf ein juwelenbesetztes Diadem unbekleidet. Marco sah ihren schlanken Körper als dunkle Silhouette von den Flammen abgehoben durch das Tuch hindurch-

schimmern. Ihre ebenfalls nackten Dienerinnen hatten sich zu ihrer Herrin gesellt. Sie hieß Kokejin, die Blaue Prinzessin, und war siebzehn Jahre alt. Marco war ebenso alt gewesen wie sie, als er von Venedig aufgebrochen war. Der Großkhan hatte die Polos beauftragt, sie wohlbehalten ihrem zukünftigen Bräutigam, dem Schah von Persien und Enkel von Kublai Khans Bruder, zu übergeben.

Das war in einem anderen Leben gewesen.

War es wirklich erst vier Monate her, dass die Besatzung des ersten Schiffes erkrankt war und in der Leistengegend und den Achselhöhlen Schwellungen bekommen hatte? Die Krankheit hatte sich ausgebreitet wie brennendes Öl, hatte die Besatzungsmitglieder dahingerafft und dazu geführt, dass sie auf dieser von Kannibalen und fremdartigen Tieren bewohnten Insel hatten ausharren müssen.

Auch jetzt wieder drang das Geräusch von Trommeln aus dem finsternen Dschungel hervor. Allerdings hüteten sich die Wilden davor, sich dem Lager zu nähern, so wie ein Wolf um kranke Schafe einen Bogen macht. Die einzigen Spuren ihrer Anwesenheit waren die Totenschädel, die an durch die Augenhöhlen geführten Schlingpflanzen von Baumästen hingen und die Fremden wohl am weiteren Vordringen hindern sollten.

Die Krankheit hatte die Wilden bislang abgeschreckt.

Damit war nun Schluss.

Jetzt, da mit den brennenden Schiffen auch die letzten Krankheitsträger verschwunden waren, gab es nur noch eine Handvoll Überlebende.

Die Männer und Frauen, die keine geröteten Schwellungen aufwiesen.

Vor einer Woche hatten sie sämtliche Kranken in Ketten gelegt, auf die vor Anker liegenden Schiffe geschleppt und ihnen Wasser und Nahrung dagelassen. Die anderen hatten am Ufer auf neue Anzeichen einer Erkrankung gewartet. Währenddessen hatten die auf die Schiffe Verbannten gejammert, um Hilfe gerufen, geflucht und geschrien. Am schlimmsten aber war das Gelächter der Wahnsinnigen gewesen.

Besser wäre es gewesen, ihnen allen den Gnadenstoß zu ver-

setzen, doch sie hatten nicht mit dem Blut der Erkrankten in Berührung kommen wollen. Deshalb hatten sie sie auf die Schiffe gebracht und zusammen mit den Toten dort zurückgelassen.

Abends bei Sonnenuntergang hatte das Wasser um die Kiele zweier Boote herum zu leuchten begonnen. Das Leuchten hatte sich auf der glatten, schwarzen Wasserfläche ausgebreitet wie verschüttete Milch. Dieses Phänomen kannten sie von den Teichen und Kanälen am Fuße der Türme der verfluchten Stadt, aus der sie geflohen waren.

Die Krankheit hatte versucht, aus dem hölzernen Gefängnis zu entkommen.

Da war ihnen keine andere Wahl geblieben.

Sie hatten sämtliche Dschunken bis auf die eine, mit der sie selber in See stechen wollten, in Brand gesteckt.

Marcos Onkel Masseo ging zwischen den verbliebenen Männern umher. Er befahl ihnen, ihre Blöße wieder zu bedecken, doch ihre Beschämung vermochten Webstoff und Wolle nicht zu verbergen.

»Was haben wir getan ...«, flüsterte Marco.

»Wir dürfen nicht davon sprechen«, sagte sein Vater und reichte ihm ein Gewand. »Wenn etwas von der Pest ruchbar wird, werden uns alle Länder ächten. Kein Hafen wird uns aufnehmen. Jetzt aber haben wir die letzten Spuren der Krankheit mit einem reinigenden Feuer aus unserer Flotte und aus dem Wasser getilgt. Wir brauchen nur noch heimzusegeln.«

Als Marco sich das Gewand über den Kopf streifte, bemerkte sein Vater die Zeichnung, die Marco mit einem Stock in den Sand gemalt hatte. Er presste die Lippen zusammen, verwischte die Skizze mit der Ferse und blickte seinen Sohn flehentlich an. »Niemals, Marco, niemals ...«

Erinnerungen aber ließen sich nicht so leicht ausmerzen. Er hatte dem Großkhan als Gelehrter, Abgesandter und sogar als Kartograf gedient und von den vielen eroberten Königreichen Karten angefertigt.

Marcos Vater ergriff wieder das Wort. »Niemand darf von unserer Entdeckung erfahren ... Sie ist verflucht.«

Marco nickte, ohne eine Bemerkung zu seiner Zeichnung zu machen. Stattdessen flüsterte er: »*Città dei Morti*.«

Sein Vater erlebte noch mehr. Marco aber wusste, dass ihm nicht nur die Pest Angst machte.

»Schwör mir das, Marco«, sagte er drängend.

Marco blickte in das faltenerfurchte Gesicht seines Vaters. In den vergangenen vier Monaten war er ebenso stark gealtert wie in den Jahrzehnten, die er am Hofe des Khans in Shangdu verbracht hatte.

»Schwör mir bei deiner seligen Mutter, dass du mit keiner Menschenseele je darüber sprechen wirst, was wir entdeckt und getan haben.«

Marco zögerte.

Sein Vater legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte schmerzhaft zu. »Schwör mir das, mein Sohn. Um deinetwillen.«

Der Feuerschein und blanke Angst spiegelten sich in den Augen des Vaters... und inständiges Flehen. Marco konnte ihm diesen Wunsch nicht abschlagen.

»Ich werde schweigen«, versprach er schließlich. »Bis an mein Totenbett und bis ins Grab. Das schwöre ich, Vater.«

Marcos Onkel trat zu ihnen; das Gelöbnis seines Neffen hatte er zufällig mit angehört. »Wir hätten niemals bis dorthin vordringen dürfen, Niccolò«, meinte er tadelnd zu seinem Bruder; eigentlich galt die vorwurfsvolle Bemerkung jedoch Marco.

Das Schweigen war aufgeladen mit unausgesprochenen Geheimnissen.

Sein Onkel hatte recht.

Marco dachte an das Flussdelta, das sie vor vier Monaten entdeckt hatten. Die schwarze Flussmündung war von dichtem Urwald gesäumt gewesen. Sie hatten lediglich Wasser aufnehmen und an zwei Schiffen Reparaturen vornehmen wollen. Eigentlich hatte es keinen Anlass gegeben, weiter ins Landesinnere vorzudringen, doch Marco waren Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach jenseits der niedrigen Berge eine große Stadt liege. Da sie für die Instandsetzungsarbeiten zehn Tage angesetzt hatten, war er mit etwa vierzig Mann ins Gebirge aufgebrochen. Von einem Gipfel aus hatte er im Urwald einen hohen steinernen Turm ausgemacht, der von der Abendsonne beleuchtet wurde. Der Turm lockte ihn wie ein Leuchtfeuer und erfüllte ihn mit unwiderstehlicher Neugier.

Als sie sich dem Bauwerk durch den dichten Dschungel näherten, hätte ihn die Stille eigentlich warnen sollen. Es waren keine Trommeln zu hören gewesen wie jetzt. Kein Vogelgezwitscher, kein Affengeschrei. Die Stadt der Toten hatte einfach auf sie gewartet.

Die Unternehmung war ein furchtbarer Fehler gewesen.

Sie hatten dafür nicht nur mit Blut bezahlt.

Seite an Seite beobachteten sie, wie die Schiffe bis zur Wasserlinie herunterbrannten. Ein Mast kippte um wie ein gefällter Baum. Vor zwanzig Jahren hatten Vater, Sohn und Onkel der italienischen Heimat den Rücken gekehrt und waren mit dem Segen Papst Gregors X. in die Mongolei gereist, bis zum Palast des Khans und den Gärten von Shangdu, wo sie sich viel zu lange hatten mästen lassen wie Rebhühner. Als Lieblinge des Hofes waren die Polos auch Gefangene gewesen – gefesselt nicht von Ketten, sondern von der überwältigenden und erstickenden Freundlichkeit des Khans, die es ihnen unmöglich machte abzureisen, ohne ihren Wohltäter zu kränken. Deshalb freuten sie sich, als Kublai Khan sie endlich aus seinen Diensten entließ und ihnen anbot, die Prinzessin Kokejin zu ihrem persischen Verlobten zu eskortieren.

Wäre ihre Flotte doch in Shangdu geblieben...

»Die Sonne wird bald aufgehen«, sagte sein Vater. »Lasst uns aufbrechen. Es wird Zeit, dass wir nach Hause kommen.«

»Und wenn wir die gesegnete Küste Italiens erreichen, was sagen wir dann Teobaldo?«, fragte Masseo, indem er Papst Gregor X., den Freund und Gönner der Familie Polo, bei seinem früheren Namen nannte.

»Wir wissen nicht, ob er überhaupt noch lebt«, erwiderte Marcos Vater. »Wir waren lange fort.«

»Und wenn er doch noch lebt, Niccolò?«, setzte sein Onkel nach.

»Dann sagen wir ihm, wir wüssten alles über die Mongolen und deren Gebräuche und militärische Stärke. Wir hätten alles in Erfahrung gebracht, was er hat wissen wollen. Aber was die Pest betrifft – da gibt es nichts zu erzählen. Das ist aus und vorbei.«

In Masseos Seufzer schwang keine Erleichterung mit. Marco ahnte, was ihm durch den Kopf ging.

Die Pest hatte noch nicht alle geholt, die zum Tode verurteilt waren.

»Es ist vorbei«, wiederholte sein Vater beschwörend.

Marco musterte die beiden Älteren, seinen Vater und seinen Onkel, die sich vor dem Hintergrund von feuriger Asche und Rauch vor dem Nachthimmel abzeichneten. Solange die Erinnerung sie quälte, war gar nichts vorbei.

Marco sah zu Boden. Die Zeichnung, die sein Vater verwischt hatte, stand ihm noch deutlich vor Augen. Er hatte aus der Stadt eine Karte aus geklopfter Rinde mitgenommen. Die Karte war mit Blut gemalt gewesen. Inmitten des Dschungels hatten Tempel und Türme aufgeragt.

Alle menschenleer.

Bis auf die Toten. Der Boden war übersät gewesen mit Vögeln, die vom Himmel auf die gepflasterten Plätze gefallen waren. Niemand war verschont geblieben. Männer, Frauen und Kinder, alle tot. Auch die Ochsen und das Vieh auf den Weiden. Riesenschlangen hingen schlaff von den Ästen, das Fleisch unter den Schuppen voller Geschwüre.

Die einzigen Überlebenden waren die Ameisen.

Ameisen aller Größen und Farben.

Sie wimmelten über das Pflaster und die Leichen, fraßen die Toten langsam auf.

Doch der erste Eindruck hatte getrogen... Da war noch etwas anderes gewesen und hatte nur darauf gewartet, dass die Sonne unterging.

Marco verdrängte die Erinnerungen.

Als sein Vater die Karte sah, die er in einem der Tempel gefunden hatte, verbrannte er sie und streute die Asche ins Meer. Erst später war der erste Seemann erkrankt.

»Wir wollen nicht mehr daran denken«, hatte sein Vater daraufhin erklärt. »Das geht uns nichts an. Geben wir den Vorfall dem Vergessen anheim.«

Marco würde seinen Schwur einhalten. Diese Geschichte würde er niemandem erzählen. Gleichwohl berührte er mit dem

Fuß eines der verwischten Zeichen im Sand. Hatte er, der er es gewohnt war, seine Erlebnisse so akribisch aufzuzeichnen, das Recht, dieses Wissen für sich zu behalten?

Wenn es eine andere Möglichkeit gab, es zu bewahren...

Als hätte er Marcos Gedanken erraten, fasste sein Onkel Masseo ihrer aller Ängste in Worte. »Und wenn das Grauen irgendwann erneut sein Haupt hebt, Niccolò, wenn es eines Tages unsere Küste erreichen sollte?«

»Dann wird dies das Ende des Menschen Tyranei über die Welt bedeuten«, antwortete Marcos Vater bitter. Er berührte das Kreuzifix auf Masseos nackter Brust. »Der Mönch war klüger als wir alle. Sein Selbstopfer...«

Das Kreuz hatte Pater Agreer gehört. In der verfluchten Stadt hatte der Dominikanermönch sich geopfert, um ihr aller Leben zu retten. Ein dunkler Pakt war geschlossen worden. Sie hatten ihn auf seinen eigenen Wunsch hin zurückgelassen.

Den Neffen Papst Gregors X.

Als die letzten Flammen im schwarzen Wasser versanken, flüsterte Marco: »Welcher Gott wird uns beim nächsten Mal retten?«

22. Mai, 18:32

Indischer Ozean

10° 44' 07.87" S | 105° 11' 56.52" O

»Wem soll ich eine Flasche Foster's mitbringen, wenn ich schon mal hier unten bin?«, rief Gregg Tunis aus dem Salon herauf.

Dr. Susan Tunis, die gerade von der Schwimmleiter aufs Achterdeck kletterte, lächelte, als sie die Stimme ihres Mannes vernahm. Sie schälte sich aus der Tarierweste und wuchtete die Luftflaschen in das Regal hinter dem Steuerhaus der Forschungsyacht. Die Flaschen stießen klirrend gegeneinander.

Von dem Gewicht befreit, nahm sie das Handtuch von der Schulter und frottierte sich das von Sonne und Salz gebleichte blonde Haar. Als sie damit fertig war, öffnete sie mit einer einzigen Bewegung den Reißverschluss des Taucheranzugs.

»Bumm-badabumm... badabumm...«, tönte es hinter ihr aus einem Liegestuhl.

Sie sah sich nicht einmal um. Offenbar hatte da jemand zu viel Zeit in den Stripteasebars von Sydney verbracht. »Professor Applegate, müssen Sie das immer tun, wenn ich den Taucheranzug ausziehe?«

Der grauhaarige Geologe balancierte eine Lesebrille auf der Nase, auf seinem Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch über Meerese Geschichte. »Es wäre unhöflich, eine gut gebaute junge Frau, die sich überflüssiger Kleidungsstücke entledigt, nicht zu würdigen.«

Susan befreite die Schultern aus dem Taucheranzug und ließ ihn bis zur Hüfte herabfallen. Darunter trug sie einen einteiligen Badeanzug. Aus Erfahrung wusste sie, dass Bikini-Oberteile dazu neigten, am Neopren festzukleben. Obwohl es sie nicht störte, von dem emeritierten Professor, der dreißig Jahre älter war als sie, beäugt zu werden, wollte sie ihm doch auch keine Gratisvorstellung bieten.

Im Niedergang tauchte ihr Mann mit drei beschlagenen Flaschen Lagerbier auf, die er zwischen die Finger der einen Hand geklemmt hatte. Als er Susan sah, grinste er breit. »Ich dachte, du würdest noch da unten rumschwimmen.«

Er kam an Deck und richtete sich auf. Bekleidet war er mit einer weißen Quicksilver-Badehose und offenem Hemd. Er arbeitete als Bootsmechaniker im Hafen von Darwin. Er und Susan hatten sich bei der Reparatur eines Bootes der Universität von Sydney im Trockendock kennengelernt. Das war jetzt acht Jahre her. Vor drei Tagen hatten sie auf der Yacht ihren fünften Hochzeitstag gefeiert, hundert Seemeilen vom Kiritimati-Atoll, besser bekannt unter dem Namen Weihnachtsinsel, entfernt.

Er reichte ihr eine Flasche. »Haben die Schallmessungen schon was ergeben?«

Sie trank einen großen Schluck Bier, denn sie war durstig. Den ganzen Nachmittag lang hatte sie am salzigen Mundstück gesaugt, und jetzt hatte sie Kleistergeschmack im Mund. »Bis jetzt noch nicht. Der Grund für die Strandungen liegt noch im Dunkeln.«

Vor zehn Tagen waren achtzig Delfine der im Indischen Ozean heimischen Art *Tursiops aduncus* an der Küste von Java gestrandet. Susan erforschte die Langzeitfolgen von Störgeräuschen auf

das Orientierungsvermögen von Walen. Schon häufiger hatte Unterwasserlärm dazu geführt, dass die Tiere an den Strand geschwommen und dort verendet waren. Meistens hatte sie ein Team wissenschaftlicher Assistenten dabei, zusammengesetzt aus Studenten und Doktoranden, doch diesmal hatte sie mit ihrem alten Mentor einfach nur Urlaub machen wollen. Es war purer Zufall, dass es ausgerechnet in dieser Gegend zu einer Massenstrandung gekommen war – daher der verlängerte Aufenthalt.

»Könnte es vielleicht eine andere Ursache geben als von Menschen gemachten Lärm?«, meinte Applegate nachdenklich, während er mit den Fingerspitzen Kreise auf die beschlagene Bierflasche malte. »Hier kommt es immer wieder zu kleinen Seebeben. Vielleicht hat ja ein Meeresbeben genau den Ton getroffen, der sie in den Selbstmord getrieben hat.«

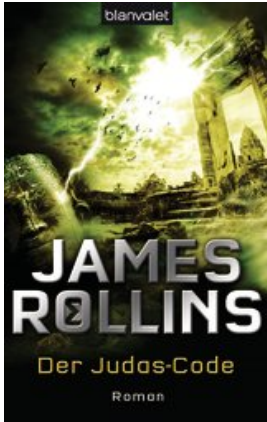
»Vielleicht war das starke Erdbeben vor ein paar Monaten der Auslöser«, sagte ihr Ehemann. Er ließ sich neben dem Professor auf einer Bank nieder und klopfte auffordernd auf den Platz an seiner Seite. »Oder ein Nachbeben.«

Susan wusste diesen Erklärungsversuchen nichts entgegenzusetzen. Durch die todbringenden Beben und den großen Tsunami, die sich in den vergangenen zwei Jahren in diesem Gebiet ereignet hatten, war der Meeresgrund stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Das allein reichte als Erklärung vielleicht schon aus. Überzeugt davon war sie freilich nicht. Sie glaubte, dass es noch andere Ursachen gab. Das Riff war wie ausgestorben. Die wenigen Tiere, die dort unten noch lebten, hatten sich in Felsschichten, Muscheln und Sandlöcher zurückgezogen. Die Meeresbewohner hielten sozusagen den Atem an.

Vielleicht reagierten die empfindlichen Lebewesen ja tatsächlich auf Mikrobeben.

Stirnrunzelnd nahm sie neben ihrem Mann Platz. Sie würde die Weihnachtsinsel anfunken und sich erkundigen, ob ungewöhnliche seismische Aktivitäten festgestellt worden waren. Zunächst aber hatte sie Neuigkeiten zu vermelden, die ihren Mann mit Sicherheit ins Wasser bringen würden.

»Sieht so aus, als hätte ich die Überreste eines alten Schiffswracks entdeckt.«



James Rollins

Der Judas-Code

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-37216-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2010

Tief Luft holen – dieser Thriller ist atemberaubend!

Die Gilde – eine weltweit arbeitende Terror-Organisation – entwickelt einen neuen biologischen Kampfstoff auf Basis eines Virus, der bereits Marco Polos Mannschaft beinahe vollständig hinweggerafft hat. Nur Grayson Pierce und die Sigma-Force erkennen die Gefahr und setzen alles daran, die Gilde aufzuhalten. Piraten, Söldner und mutierte Bestien stellen sich ihnen überall auf der Welt entgegen und fordern schreckliche Opfer. Doch Grayson weiß genau: Wenn er versagt, wird die Menschheit zugrunde gehen!

Intelligente Spannung und rasante Action von der ersten bis zur letzten Seite!